



Bothos Erziehung.

Novelle von Otto Roquette.



Die Herrin des Hauses kehrte in augenscheinlich unbefriedigter Stimmung von einer Ausfahrt zurück. Hastig warf sie ihren Pelzmantel ab, ließ sich in den Divan nieder und nahm zwei Briefe in die Hand, welche für sie angelangt waren. Den ersten, sehr umfangreichen, überflog sie nur

obenhin und legte ihn wieder zusammen, um ihn für einen gesammelteren Augenblick aufzusparen, bei dem andern Briefe, obgleich er sehr kurz war, verweilte sie länger, las ihn sogar zweimal durch. „Ist der Rechtsanwalt Munk etwa schon hier gewesen?“ fragte sie den Diener, der sich eben am Kaminfeuer zu schaffen machte. Da dieser die Frage verneinte, fuhr sie fort: „So wird er heute noch kommen. Ich erwarte ihn.“ Sie erhob sich und schritt durch das anstoßende Zimmer, welches sich mit breiter Glaswand gegen ein prächtiges Gewächshaus öffnete. Zwei Stufen führten hinab in die sauber gehaltenen Kieswege zwischen grünen Moosbeeten und fremdländischen Pflanzen. Während draußen die ersten Märztage noch rauh mit Frost und Schneegestöber um die Fenster wehten, war hier unter Palmenfächern, Niesensarnen und Orangenbäumen schon ein ganzer Frühling erwacht, darin Hyacinthen, Tulpen und Tazetten in den strahlendsten Farben sich von dem saftigen Grün abhoben. Die Herrin war innerlich so beschäftigt, daß sie dieser Blumenpracht nur geringe Aufmerksamkeit schenkte. Die noch schöne junge Frau schritt mit ernst nachdenklichem Antlitz vorüber und nahm auf einer Gartenbank unter blühenden Azaleen Platz, um die beiden Briefe noch einmal zu entfalten. Es war, als habe sie sich in ein geheimes Versteck damit zurückziehen wollen, obgleich ein Befehl von ihr an jedem Plaze ihres Hauses die Störung abgewendet hätte. Sie begann wieder mit dem längeren Briefe, bei dessen Lesen ihre Züge nur noch mehr den Ausdruck der Verstimmung annahmen. Da schrieb die Freundin von Gesellschaften, von gemeinsamen Bekannten, von den Vorbereitungen zu einer Hochzeit, vor allem, daß Baron F. seine

Hoffnungen keineswegs aufgegeben habe und nicht aufhöre von ihrer Rückkehr nach Berlin zu sprechen. Die Freundin, bedeutend älter und glücklich verheiratet, wußte sehr viel Gutes von dem Baron zu sagen, und stellte ihn als einen Mann dar, den man nicht so unbedingt ablehnen dürfte. Ein bitteres Lächeln spielte um den Mund der schönen Frau. Und dann setzte die Freundin, wie sie es mündlich schon gethan hatte, nochmals schriftlich auseinander, daß eine so junge Witwe, wie Cornelia, zumal bei einer gewissen Unselbständigkeit des Charakters, in der Gesellschaft doch manche Gefahr laufe. Ueberdies könne ihr ein väterlicher Beschützer für ihren siebenjährigen Sohn auch nur willkommen sein. Cornelia griff, bei plötzlich heftiger erwachendem Mißmut, stärker in den Briefbogen hinein, und hielt ihn zerknittert in den Händen, ohne weiter zu lesen. Nachdem sie eine Weile nachdenklich gefesselt, vernahm sie Tritte in der Nähe, und wendete ihr Gesicht um die Zweige des Boskett's der Thir des Gewächshauses zu, den zerknitterten Brief hastig in der Tasche verbergend.

Auf der Schwelle stand eine ältere Dame in fast puritanisch einfacher schwarzer Kleidung, mit etwas strengen Zügen, über dem noch starken grauen Scheitel ein schneeweißes Häubchen. Es war die Haushälterin, Frau Moser, oder vielmehr die Stellvertreterin der Hausfrau, sowohl dieser wie der Dienerschaft gegenüber in einer bevorzugten Stellung, und seit zehn Jahren dem Hause zugehörig.

„Treten Sie nur näher, liebe Moser! Sie stören mich nicht,“ rief ihr die Herrin entgegen, und hieß sie auf der Gartenbank Platz nehmen. Ein paar wirtschaftliche Angelegenheiten waren bald erledigt, zumal Cornelia schnell darüber hinweg zu kommen suchte. Dann begann sie: „Es ist mir lieb, daß Bothos Erziehung endlich in eine geordnete Bahn geleitet werden soll. Rechtsanwalt Munk schreibt mir, daß er jetzt einen jungen Mann gefunden habe, dessen Ruf und Zeugnisse nichts zu wünschen lassen. Nur ein bißchen jung ist er noch für einen Erzieher — fünfundzwanzig Jahre! Sein Name ist — wie heißt er doch?“ Sie entfaltete den Brief, und las den Namen „Hans Dietmar.“

Frau Moser stutzte, kniff die schmalen Lippen noch mehr zusammen und blickte in einer gewissen Verlegenheit zur Seite. Nach kurzer Pause begann sie: „Wer konnte Herrn Rechtsanwalt Munk gerade diesen jungen Mann empfehlen? Es scheint, daß er selbst ihn gar nicht kenne?“

Cornelia wurde aufmerksam. „Es scheint aber, daß Sie ihn kennen!“ entgegnete sie. „Was wissen Sie von ihm?“

„Es ist mir unangenehm,“ sagte Frau Moser zögernd, „aber ich muß die Warnung vor ihm aussprechen. Der junge Mann eignet sich nicht für ein Haus, wie das Ihrige, Frau Gräfin. Er scheint sich zum Erzieher überhaupt nicht zu eignen. Kurz, er darf Ihre Schwelle nicht betreten!“

Frau Moser durfte Cornelia gegenüber ein aufrichtig ernstes Wort aussprechen, dieser bestimmte, fast gebieterische Ton aber war der Gräfin doch auffallend. „Er darf meine Schwelle nicht betreten?“ fragte sie. „Nun dann bitte ich um Ihre Gründe, warum Sie gleichsam ein Verbot gegen ihn ergehen lassen? Sie müssen ihn näher kennen, also reden Sie!“

„Es ist nicht Vordringlichkeit, Frau Gräfin,“ entgegnete Frau Moser einlenkend, „sondern die Sorge für den Ruf Ihres Hauses, wenn ich meinen wohlgemeinten Rath vielleicht in etwas schroffer Weise ausgesprochen habe. Sie kennen mich darin. Ich will Ihnen sagen, was ich über Hans Dietmar weiß. Er ist der Sohn meiner Freundin, welche früh Witwe wurde und starb, als der Knabe noch im Kindesalter stand. Ich hätte den Kleinen gern zu mir genommen und erzogen. Mein Mann zeigte sich einverstanden, zumal von unsern Kindern keins am Leben geblieben war. Allein der Vormund entschied anders über ihn und behielt ihn in seinem eignen Hause. Die Erziehung wurde jedenfalls vernachlässigt, denn was ich davon erfuhr, konnte mich nicht erfreuen. Dann starb mein Mann, ich verließ den Ort, und Hans kam mir aus den Augen. Gleichwohl hatte ich immer noch Gelegenheit, von ihm zu hören. Er scheint eine leichtfertige Natur, ein schwacher Charakter. Nachdem er seine philologischen Studien beendet hatte, nahm er eine Hauslehrerstellung an. In dem Hause war auch eine Gouvernante, mit welcher er ein Verhältnis anknüpfte. Ich will zwar nicht verschweigen, daß nicht er, sondern sie aus dem Hause mußte, da es hieß, sie habe dem jungen Menschen nachgestellt und ihn endlich verleumdet. Wer kann das so genau wissen? Kurz, der junge Herr verließ seine Stellung ebenfalls bald darauf. Er trat als Hofmeister in eine andre Familie. Hier machte er die Tochter des Hauses in seine Person verliebt, und man kam dazu, als das vierzehnjährige Mädchen ihm eben um den Hals fiel und ihn küßte. Damit hörte auch diese Stellung auf. Man mag ihm auch da noch ein gutes Zeugnis gegeben haben, um die Sache zu vertuschen — es ist ja möglich. Jedenfalls verzieht er die Kunst, bei scheinbarer Unschuld, mit raffinierten Mitteln die jungen Mädchen zu ködern und — kurz, Frau Gräfin, Ihr Haus ist zu gut für ein Gerede, das etwa durch seine Gegenwart aufkommen könnte!“

„Das scheint ja ein ganz gefährlicher Mensch zu sein!“ rief Cornelia, und hatte Lust von Herzen zu lachen. „Eigentlich verlohnte es sich, einen solchen jungen Vampyr einmal zu betrachten!“

Frau Moser, durch diese scherzhafte Wendung der Gräfin nicht angenehm berührt, machte eine abwehrende Handbewegung. Cornelia aber fuhr fort: „Meine gute Moser, ich denke, grade in meinem Hause ist die Gefahr nicht so groß. Da ist keine Gouvernante und kein junges Mädchen. Aber das vorhandene weibliche Hauspersonal aber würden Sie ja wohl zu wachen wissen. Wen soll er bei uns in seine Person verliebt machen?“

Frau Moser streifte ihre schöne Herrin mit einem flüchtigen Seitenblicke und hatte einen Gedanken, auf welchen die Gräfin selbst nimmermehr gekommen wäre.

„Aber freilich ist da noch des Verwalters Tochter, die Gundel!“ fuhr Cornelia mit erwachender Munterkeit fort. „Das junge Mädchen ist sehr hübsch geworden. Wenn die Gundel sich in ihn verliebte — ja, am Ende verliebt er sich auch in sie, und dann machen wir ein Paar aus ihnen! Freilich verlören wir dann den Hofmeister!“ Die Gräfin lachte, und hätte gern mit jemand den Scherz weiter gedacht. Da sie aber in das ernst ablehnende Gesicht ihrer alten Vertrauten sah, kehrte sie zu geziemender Fassung zurück. „Wir

wollen das mit dem Rechtsanwaltschaft noch besprechen," sagte sie. „Ich erwarte ihn. Soll ich ihm sagen, daß Sie es sind, durch welche ich die Gerichte zugleich mit der Warnung empfangen habe, oder wünschen Sie ganz aus dem Spiele zu bleiben?“

„Ich bin sogar bereit als Klägerin aufzutreten," entgegnete Frau Moser, indem sie sich erhob, „da ich die Briefe aufweisen kann, in welchen man mir Mitteilungen über ihn gemacht hat. Im übrigen — mögen Sie thun, was Sie für gut halten, Frau Gräfin!" Sie empfahl sich, um ihren häuslichen Pflichten nachzugehen.

Cornelia war wieder allein ihren Gedanken überlassen. Von dem künftigen Lehrer und Erzieher ihres Sohnes wandten diese sich bald zurück zu den Verhältnissen, welche die Freundin in Berlin ihr brieflich wieder so nahe brachte. Jenen Baron F., zu dessen warmer Fürsprecherin dieselbe sich hergab, glaubte Cornelia längst besser durchschaut zu haben. Sie hegte die Ueberzeugung, daß nur ihre großen Besitztümer ihm ihre Hand so begehrenswerth machten. Ein solcher Argwohn stieg überhaupt, und vielleicht in den meisten Fällen mit Recht, bei jeder Annäherung und Huldigung unverheirateter Männer in ihr auf, zumal sie jetzt auch recht wohl wußte, daß selbst ihr verstorbenen Gatte aus keinem andern Grunde einst um ihre Hand geworben hatte. Die Gräfin stammte nicht aus einem adeligen Hause, sondern war die Tochter eines Bergwerkbefizers, der von geringen Anfängen her, durch Unternehmungsgeist und Glück begünstigt, ein ansehnliches Vermögen erworben hatte. Als einziges Kind, dabei durch Schönheit glänzend, wurde sie von den Eltern angebetet, verwöhnt, in allen Launen und Ansprüchen an das Leben unterstützt. An Bewerbern fehlte es nicht, allein sie selbst, sowie die Eltern — und diese erst recht, da sie in ihrer Bildung und ihrem Besitz von dürftiger Stufe heraufgekommen waren — hatten hochfliegende Pläne. Nachdem mancher Freier abgewiesen war, erschien endlich ein junger Graf, von welchem man wußte, daß er zwar ein recht schönes Gut besaß (daselbe, auf welchem Cornelia augenblicklich wohnte), auf dem aber eine Schuldenlast ruhte, die es für ihn fast wertlos machte. Allein er war von fesselnder Erscheinung, gegen seine Lebensführung war nichts von Belang einzuwenden, die Schulden, welche er nur zum kleinsten Teil selbst gemacht, hatte er von seinem Erblasser übernommen, und der Grafentitel war für die Tochter und für die Eltern etwas Verlockendes. Cornelia brauchte nur ihren Willen auszusprechen, und Vater und Mutter würden nachgegeben haben, auch wenn die Tochter einem andern als dem Grafen Burg ihre Hand hätte reichen wollen. Aber sie wählte diesen und hatte es nicht zu bereuen. Ihr Vater machte das Gut schuldenfrei, es gelangte in den besten Zustand, und das Wohnhaus wurde durch Neubau und Anlagen zu einem sehr schönen und bequemen Aufenthalt. Einige Jahre lebte Cornelia ganz gut mit ihrem Gatten, und niemand, auch sie selbst nicht, zweifelte, daß sie eine glückliche Frau sei. Ihre Eltern wurden noch durch die Geburt eines kräftigen Enkels erfreut, welcher zum einstigen Besitzer ihrer Güter erkoren war, dann starben beide rasch aufeinander. Im Jahre darauf wurde Corneliens Gatte von einem Nervenfieber dahingerafft. Die junge Witwe stand mit ihrem zweijährigen Kinde allein, da weder sie noch Graf Burg namhafte nähere Verwandte besaßen, sie fühlte sich in ihrer Lage um so unsicherer, als sie allen Geschäften bisher ganz fern geblieben war. Und doch gab es deren einige recht ernster Art, darunter einen Prozeß, welcher nach dem Tode ihres Vaters zu führen war, und dessen Verlust eine starke Einbuße ihres Besitzes bringen konnte. In dieser Lage fand sie an dem Rechtsanwaltschaft Munk einen kundigen Helfer, bald einen vorzüglichen Freund und Vertrauensmann in allen ihren Geschäften. Er mußte es denn geschehen lassen, daß die junge Frau, nachdem die Trauerzeit, welche sie innerlich nicht übermäßig ergriffen hatte, vorüber war, sich dem Weltleben wieder näherte, ja daselbe jetzt erst recht und in aller Freiheit genießen wollte. Sie war ein Weltkind, brauchte Glanz, Bewegung, Abwechslung und Zerstreuung, das einsame Guts- haus in der Nähe der Provinzialstadt wollte ihren Lebensansprüchen nicht genügen. Sie ließ ihren Knaben unter der Obhut ihrer bewährten Frau Moser, während sie selbst im Winter in Berlin lebte, im Sommer auf Reisen umherfuhr und nur im Frühjahr und Herbst auf einige Wochen nach Hause kam, um, wie sie selbst gestand, sich grenzenlos zu langweilen.

Währenddem erreichte der Knabe sein siebentes Jahr, ohne eigentlich eine Erziehung genossen zu haben. Die Mutter, welche so selten in seine Kreise trat, hatte keinen Einfluß, nicht einmal eine Anziehung für ihn; die Strenge der Frau Moser war so leicht zu umgehen. Das Dienstpersonal verwöhnte den Erben des Hauses in jeder Weise und that heimlich nach seinem Willen, so daß Botho ziemlich wild aufwuchs und jeder Einwirkung spottete. Diesen Zustand konnte der Rechtsanwaltschaft Munk, der das Haus auch in Corneliens Abwesenheit häufig besuchte, nicht mehr mit ansehen, und er war es, welcher der Gräfin einen Erzieher für den Knaben dringend gemacht, sowie er auch alle Schritte für die Gewinnung eines solchen selbst gethan hatte. Cornelia war mit allem einverstanden. Begann sie doch selbst das Mißverhältnis zu ihrem Kinde, welches so wenig Anhänglichkeit für sie zeigte, übel genug zu empfinden, und täglich fühlte sie sich durch seine Unarten außer sich gebracht. Daß sie dergleichen selbst mit verschuldet habe, sagte sie sich nicht — denn, so meinte sie, sie hätte das Kind doch nicht überall in der Welt mit herumführen können! Das wäre für sie sehr hinderlich und für das Kind selbst gewiß nicht gut gewesen. Und daß sie um des kleinen Botho willen

ihre besten Jahre in der Einsamkeit des Gutes und in der Provinz hätte verbringen sollen, das war doch auch nicht zu fordern! Kurz, es war nun einmal, wie es war, und sie hieß einen Erzieher für Botho sehr willkommen.

Nicht lange hatte sie ihren Gedanken Gehör gegeben, als der Rechtsanwaltschaft Munk gemeldet wurde. Sie ging ihm rasch in das Empfangszimmer entgegen, indem sie ihm nach Gewohnheit die Hand reichte. „Heute habe ich mich nach Ihnen sogar gefehnt, lieber Freund!" So begrüßte sie den alten Herrn, indem sie ihn Platz nehmen ließ. „Aber nicht gefehnt habe ich mich nach den Aktenbündeln da, die Sie mitbringen und an welche Sie vermutlich wieder eine Unterhaltung über den langweiligen und endlosen Prozeß knüpfen wollen! Nein, lassen wir das jetzt, und kommen wir auf die Hauptsache, nämlich Bothos Erziehung!" Sofort teilte sie ihm die Gerichte, welche sie von Frau Moser erfahren hatte, mit, und fragte, ob dem Rechtsanwaltschaft nichts davon zu Gehör gekommen?

Der alte Herr wiegte lächelnd das Haupt und begann: „Daß diese Gerichte auch wohl bis zu Ihnen dringen könnten, darauf habe ich mich gefaßt gemacht, zugleich aber mich vorbereitet, darüber Auskunft zu geben und denselben zu begegnen. Oberamtmann Stark und Freiherr von Ellfeld, in deren beiden Familien der junge Dietmar kurze Zeit verlebte hat, gehören zu meinen alten Universitätsfreunden. Ich stehe mit ihnen in dauernder freundschaftlicher, sowie in geschäftlicher Beziehung, und so kann ich Ihnen die Auskunft auf meine Erkundigungen schwarz auf weiß zeigen. Beide schätzen den jungen Mann sehr, beide geben ihm die besten Zeugnisse, beiden thut es leid, daß er sich nicht halten lassen wollte. Was nun jene — Verlobungen betrifft, welche seinen zweimaligen Rückzug bewirkt haben, so hat es damit freilich seine Richtigkeit. Im Hause des Oberamtmanns war eine Gouvernante, Namens Mademoiselle Claudie. Sie erklärte sich für eine Französin, war aber aus Merseburg gebürtig und hat Frankreich nie gesehen. Sie war eine etwas verrückte Person, so gegen vierzig Jahre alt, mit der man manche Not hatte. Da sie aber auch einige gute Eigenschaften besaß, so wollte man sie nicht verabschieden. Ihr eignes Unglück war es, daß sie sich unverheirateten Männern gegenüber niemals ihres Herzens sicher fühlte. Als nun der junge Dietmar im Hause erschien, war es um ihre Gemütsruhe geschehen. Sie machte es auffallend, trotz seines Erstaunens und seiner Zurückhaltung. Über ihr Zuorkommen, ihr Schmollen, endlich über ihre Nachstellungen gab es in der Familie viel Gezißle, viel Geficher, ja manche Neckereien gegen Dietmar, denn man stand mit ihm auf mehr gesellschaftlichem und vertraulichem Fuße als mit ihr. Bald erschien sie nur noch mit rotgeweinten Augen und zerstreutem Wesen im Familienkreise. Als sie aber eines Tages vor den Oberamtmann und seine Frau trat mit der Erklärung, Dietmar habe ihr die Ehe versprochen und man sollte ihr zu ihrem Rechte verhelfen — da brach der Humor seine Bande und sie wurde mehr aus dem Hause hinausgelacht als verabschiedet. Dem jungen Manne war dies alles sehr peinlich. Die Dienerschaft wußte doch auch, um was es sich gehandelt hatte, und kurz — etwas bleibt von solchen Geschichten immer auch an einem grundlos Beschuldigten sitzen. Eine lächerliche Figur zu spielen duldete sein Stolz aber nicht, und so drang er auch auf seine Entlassung."

„So? Er ist stolz?" warf die Gräfin beiläufig dazwischen.

„Im Hause des Freiherrn von Ellfeld, in welches er nicht lange darauf trat" — so fuhr Herr Munk fort — „hätte Dietmar länger bleiben können, denn er gefiel und wurde sehr geschätzt; nur daß sein peinliches Ehrgefühl und sein Stolz es ihm auch da wieder notwendig erscheinen ließen, den Platz zu räumen. Dem ältesten Töchterchen gefiel der hübsche junge Hauslehrer ihrer jüngeren Brüder gar zu gut. Sie machte kein Hehl daraus, und eines Tages sprach sie auf ihn zu, umarmte ihn und gab ihm einen herzhaften Kuß. Es war in einem Augenblick, da ihre Mutter gerade in das Zimmer trat und freilich darüber stutzte, wenn sie auch erkannte, daß Dietmar ganz unbeteiligt dabei war und sich der überraschenden Gunst sogar zu erwehren suchte. Mit einem Verweis gegen das übermüthige Kind konnte die Geschichte erledigt sein, und wirklich waren die Eltern dieser Meinung. Dietmar aber nahm es wieder ernsthafter, wollte nicht zu dergleichen Verweisen neue Gelegenheit geben, kurz, er hielt seine Stellung für unhaltbar und verabschiedete sich, zum Leidwesen der ganzen Familie."

„Und Sie sprechen ihm Kenntnisse und Charakter genug zu, daß man es mit ihm wagen dürfe?" fragte Cornelia. „Eigentlich aber — möchte ich ihn erst einmal sehen. Man will doch auch mit den Augen prüfen, wenn man jemand in seine Dienste zu nehmen gedenkt."

„Nichts leichter als das!" entgegnete der Rechtsanwaltschaft. „Ich kann Ihnen den jungen Mann schon morgen vorstellen. Denn ich will nur gestehen, daß er bereits in der Stadt und in meinem Hause ist. Ich bin dabei nicht sonderlich ängstlich um meine beiden Töchter, die mit dem stattlichen und hübschen jungen Manne schon auf recht gutem Fuße stehen." „Also hübsch ist er auch?" dachte die Gräfin, sprach es aber nicht aus.

„Denn," fuhr der Rechtsanwaltschaft fort, „sollte Dietmars Person vor Ihren prüfenden Augen nicht bestehen, Frau Gräfin, oder sollten Sie sich durch die Gerichte über ihn veranlaßt fühlen, ihn nicht in Ihr Haus aufzunehmen, so werde ich mich bemühen, ihm eine andre Stellung zu verschaffen. Er ist ganz mittellos — doch das wäre das Geringsste. Bei seinen Kenntnissen und Talenten verdient er, daß —"

In diesem Augenblick wurde die Thür mit Heftigkeit aufgestoßen und Botho, Corneliens Sohn, trat ungestüm in das Zimmer. Seine Kleider trugen alle Spuren des Herumkletterns auf dem Laubenschlage oder in Ställen, sein Gesicht war gerötet und seine Augen funkelten vor Zorn: „Sie sagen draußen," so rief er, „ich bekäme einen Hauslehrer! Bildet euch nicht ein, daß ich etwas bei ihm lernen oder ihm gehorchen werde! Ich bin Graf und brauche nichts zu lernen! Alles, was hier ist, gehört mir, und von einem Hofmeister will ich nichts wissen!"

Cornelia, erröthend vor Beschämung und Ärger über das Betragen ihres Sohnes in Gegenwart des Gastes, wollte sich in heftigem Tadel ergehen, schon aber war der Knabe wieder aus dem Zimmer, ohne die Thür hinter sich zu schließen. Der Rechtsanwaltschaft schüttelte schweigend den Kopf, die Gräfin aber rief fast geängstigt: „Es ist die höchste Zeit, ehe das Kind von den Dienstleuten völlig verdorben wird! Schicken Sie mir den jungen Mann, lieber Munk! Ich will es auf Ihre Empfehlung mit ihm wagen."

Der Rechtsanwaltschaft fing nun an von dem Prozeß zu sprechen, ohne daß Cornelia seinem Vortrag viel Aufmerksamkeit schenkte. Als er aber erklärte, daß der Prozeß in erster Instanz fast für verloren gelten könne, erschraf die Gräfin doch, denn sie wußte, daß es sich um nichts Geringes handelte. Herr Munk jedoch legte ihr dar, daß der Rechtsstreit damit noch nicht abgeschlossen sei, sondern sich in letzter Instanz auch noch zu ihren Gunsten wenden könne.

„Nun gut!" sagte Cornelia, „ich lege diese Dinge ganz in Ihre Hände und will wünschen, daß ich den Knaben Ihrem Herrn Dietmar anvertrauen kann, um dann beruhigt abzureisen."

„Wieder abzureisen?" fragte der Rechtsanwaltschaft. „Und gerade jetzt, da der neue Hausgenosse eintreten soll? Wollen Sie ihm Bothos Erziehung so ganz unbedingte anvertrauen? Wie wäre es, Frau Gräfin, wenn Sie das Frühjahr und den Sommer über einmal bei uns blieben?"

„Ich kann nicht, lieber Munk!" rief sie mit abwehrender Geberde. „Ich habe mit den Freunden verabredet, zu Ostern in Rom zu sein. Dann wollen wir nach Neapel und zurück nach Florenz. Im Sommer, so habe ich andern versprochen, komme ich nach der Schweiz. Vor dem Herbst kann ich hier nicht wieder vorsprechen. Fürs erste genügen die nächsten acht Tage, um zu beobachten, ob Herr Dietmar sich für mein Haus eignet."

Der Rechtsanwaltschaft mußte es dann dabei bewenden lassen und empfahl sich.

Cornelia aber ging aufgeregt durch die Reihe ihrer Gemächer. Das Betragen Bothos hatte sie tiefer verletzt, als sie seine Unarten sonst empfand. Sie empfand es als etwas Beschämendes, einem Fremden den Knaben in dieser Verwahrung vorzuführen. Überdies zweifelte sie, ob der vorgeschlagene Erzieher sich als geeignet erweisen werde, da er selbst noch ein sehr junger Mann war und keine Proben abgelegt hatte, ob er einen jungen Tiger zu bändigen verstehe. Und dann das Dienstpersonal, welches sich ein für allemal auf die Seite des Knaben schlug! Auch Frau Moser zeigte sich dem Ankömmling nicht günstig gesinnt. War es nicht möglich, daß derselbe bald nach ihrer Abreise, verzweifelt an seiner Aufgabe, dem Hause den Rücken wendete? Dann war wieder alles beim alten. Freilich, wenn sie sich entschloß, dem Hause als Herrin dauernd anzugehören, dann konnten solche Ereignisse vielleicht vermieden werden. Aber der Gedanke, den Sommer über in der Provinz zuzubringen, angewiesen auf den Berkehr mit der Nachbarstadt, war doch zu fürchterlich! Noch tauchte in ihr der Gedanke auf, den Knaben lieber aus dem Hause in eine größere Pension und Schulanstalt zu geben, und dieser Gedanke wurde im Verlauf der Stunden fast zu einem Entschlusse. Inzwischen konnte morgen der junge Dietmar immer noch als Besuch empfangen werden, ja, vielleicht konnte er selbst den Knaben nach Schulpforta oder Schnepfenthal, oder über welche Anstalt man sich mit dem Rechtsanwaltschaft vereinigen werde, an ihrer statt bringen. —

Was aber eine charaktervolle Erscheinung auch über widerstrebende Gemüther vermag, das sollte sich schon am andern Morgen erweisen, da der Rechtsanwaltschaft mit Dietmar aus dem Wagen stieg. Das gesamte Hauspersonal wußte bereits, was der Gast bedeutete, obgleich niemand eine bestimmte Mitteilung gegeben oder empfangen hatte, und so lauften und huschte man um alle Thüren, um seinen Anblick zu gewinnen. Aber der hochgewachsene junge Mann, der da erschien, entsprach nicht dem Bilde, welches man sich von einem Lehrer entworfen hatte, sondern stellte sich so dar, daß er in jeder Gesellschaft eine gute Figur gemacht haben würde. Auch Botho, der eigentlich davonlaufen und sich verstecken wollte, befaß sich plötzlich und schlich neugierig in das Zimmer nach, hielt sich jedoch in der Nähe der Thür, um jeden Augenblick auf dem Sprunge zu sein. Selbst die Gräfin war überrascht bei der Vorstellung des Gastes und wurde während der Unterhaltung bald lebhafter. Sie bemerkte an dem Gaste eine sichere und gewandte Haltung, ruhige und verständige Form des Ausdrucks, sie erkannte aus seinem Gespräch, daß er nur den gebildetsten Kreisen angehört hatte. Und war sein Wesen durchaus männlich und bestimmt, so klang doch aus seiner Stimme etwas jugendlich Anziehendes, was Corneliens Beobachtung nicht entging. Das Gespräch gestaltete sich gleich derartig und wurde so lebhaft, daß man den eigentlichen Zweck des Besuches ganz aus den Augen verlor, bis der Rechtsanwaltschaft es dahin zurücklenkte. Cornelia konnte sich jetzt den Männern gegenüber nicht entschließen, mit ihrem Plane, den Knaben einer Schulanstalt zu übergeben, hervorzurufen, und auf Botho

hinweisend, sagte sie: „Da sitzt der kleine Böfewicht, der des Erziehers bedarf!“

Dietmar wendete sich. „Komm her, Botho!“ sagte er. „Würdest du dich mit mir vertragen können?“

Der Knabe, der bisher mit tückischen Blicken herübergeschickt hatte, fuhr erschrocken vom Stuhle auf. Denn die ersten Worte Dietmars wurden in fast gebieterischem Tone gesprochen, während aus den letzten etwas von Herzlichkeit hervorlang, was den Knaben vielleicht noch bestimmender berührte, als das Gebot. Er trat langsam näher und legte seine Hand in Dietmars ausgestreckte Rechte. Dieser zog ihn näher an sich und fuhr fort: „Wir kennen einander noch gar nicht. Wollen wir unser Bestes thun, um gute Kameraden zu werden?“

Botho sah verwundert seine Mutter an, dann den Rechtsanwalt und dann wieder den merkwürdigen Gast, um endlich mit verlegenem Lächeln die Hand auf Dietmars Schulter zu legen, was denn statt einer Antwort gelten konnte. Dietmar schlang den Arm um ihn, was der Knabe sich gefallen ließ, und brachte die Unterhaltung schnell auf etwas Anderes. Cornelia aber beteiligte sich kaum daran, denn von diesem Augenblick an stand es für sie fest, daß der geeignete Erzieher für Botho gefunden sei. Sehr zufrieden, daß die lästigen Beratungen endlich zu einem Abschluß gelangt, sagte sie schnell: „Nun, Herr Dietmar, wenn Sie sonst einverstanden sind, denke ich, wir werden Hausgenossen. Botho, geh deinem Erzieher die Hand darauf, daß du ihm keine Schande machen willst! Und Sie, Herr Dietmar, bitte ich, Ihre Bedingungen und Wünsche unserm alten Freunde, Herrn Munk, auszusprechen, der alles Geschäftliche ordnen wird.“

Cornelia war wirklich froh, damit die Häuslichkeit geordnet zu haben und nun ihre Abreise vorbereiten zu können. Zwar bemerkte sie in den nächsten Tagen wohl, daß der Erzieher mehr Not mit ihrem Sohne hatte, als die Annäherung des ersten Augenblicks für sie erwarten ließ, aber seine ruhige Energie flößte ihr doch Vertrauen für die Zukunft ein. Auch seine Unterhaltung am Mittag- und Abendtische gab ihr Anregung, und sie versuchte nicht, ihn auf die Herzensangelegenheiten hin, deren unfreiwilliger Held er gewesen sein sollte, zu beobachten. „Nun ja!“ dachte sie dabei: „Für eine ältliche Gouvernante oder ein vierzehnjähriges Fräulein mag er wohl gefährlich werden können!“

Inzwischen hatte auch Frau Moser ihre Einrichtung im Hause getroffen. Der Thatsache gegenüber, daß Dietmar nun doch unter die Hausgenossen zählte, wendete sie nichts mehr ein, hüllte sich aber für ihn in ein durchaus kühles Benehmen, so daß kein überflüssiges Wort zwischen ihnen gewechselt wurde. Sie hatte sein Bereich für männliche Bedienung streng abgegrenzt und das ihre eben so fest geschlossen, so daß kein weibliches Wesen, nicht der Zipfel eines weiblichen Gewandes in seine Nähe gelangen oder vor ihm sichtbar werden sollte. Sonst ließ sie alle Befehle der Gräfin gelten, auch den, daß alles auf Botho Bezügliche einzig und bestimmt unter dem Gebote des Erziehers stehe und daß Dietmar während ihrer Abwesenheit in diesem Sinne durchaus als Herr im Hause anzusehen sei. Das wurde auch der Dienerschaft eingeschärft.

„Ich freue mich,“ sagte Cornelia am letzten Abendtische, „daß ich viele Briefe von Hause empfangen und somit über alles unterrichtet sein werde. Unser Freund Munk will mir schreiben, Frau Moser wird mir allwöchentlich Nachricht über Haus und Hof geben, und Sie, Herr Dietmar, bitte ich auch, mir aus der Schulstube und dem gemeinsamen Leben recht häufig zu berichten.“

(Fortsetzung folgt.)

### Perlen schmuck.

Von J. v. Falke.



Wenn man den milden Schein, die bescheidene Wirkung einer Perle mit dem mächtigen Glanz des Goldes oder dem Blitze schiefenden farbigen Strahlengefunkel des Diamanten vergleicht, so möchte man sich fast verwundern, wie jenes so mühsam aufzufindende Produkt der Meerestiefe sich an Wertschätzung dem Brillanten zur Seite gestellt, das Gold aber tausendfach überboten hat. Die Seltenheit allein ist es doch nicht; es muß auch wohl die Schönheit dazu mitgewirkt haben, denn

der Diamant ist auch dann erst zu seinem vollen Werte, zu seinem ersten Range als Edelstein gelangt, als man gelernt hatte, durch den Schliß sein Feuer, seine Farben, sein Licht zu höchster, unvergleichlicher Wirkung zu steigern. Was der Perle von jeher zu ihrem Ruhme verholfen, was sie zum durchaus bevorzugten Schmuck höchster und vornehmster Damen gemacht, was ihr den Platz am Halse und auf der Brust derselben angewiesen hat, das ist doch wohl die Verwandtschaft, welche Farbe, Glanz und Schimmer mit dem weiblichen Teint, wenn er am schönsten ist, besitzen. Es ist das unbeschreibliche Inkarnat, dessen Darstellung in der Malerei den Meistern des Porträts stets als die höchste technische Aufgabe ihrer Kunst gegolten, dieses Inkarnat mit seiner scheinbaren Transparenz, mit seiner blendenden und doch lebenswarm abgetönten Weiße, mit seinem sanften

Schmelz, welcher der weiblichen Haut und der Perle gleicherweise eigen ist, und je schöner, d. h. je weißer sie sind, um so verwandter erscheinen beide.

Bei dieser Verwandtschaft macht daher die Perle als Schmuck die schönste Wirkung auf bloßer Haut und zwar ohne Hilfe von Gold und ohne Verbindung mit Edelsteinen. Die einfache Schnur weißer, echter Perlen, wo Perle an Perle sich reiht, ohne Zwischenglied, das ist die schönste Anwendung, die von der Perle gemacht werden kann; es ist der edelste Schmuck für den stolz getragenen Hals und die gewölbte offene Brust.

Die Kette muß freilich auch zweckentsprechend getragen werden. Sie darf nicht so eng sein, als solle sie den Hals einschnüren; sie muß so weit und bequem sein, daß sie auf die Linie herabfällt, welche den Hals von Brust und Nacken trennt, wenn anders man den leichten Übergang eine Linie nennen kann. Vor uns liegt das Porträt einer der schönsten Damen Englands, deren Art, den Perlen schmuck zu tragen, gradezu klassisch-mustergültig ist. Man erkennt auf den ersten Blick, gerade so muß es sein.

Freilich, Reichtum und Vornehmheit und alter Besitz wollen sich nicht mit einer Schnur am Halse begnügen; sie wollen den Besitz, dessen sie sich erfreuen, auch zeigen. Man hat also die Reihen vereinigt, ihrer sechs, acht oder mehr von gleicher Länge, vorn durch ein breites, aufrechtstehendes Goldschloß vereinigt und trägt sie so um den Hals wie ein breites Band. Der Effekt ist nicht glücklich; wir sehen das Gold, wo wir die Perle erwarten, und haben ein breites Band statt der gereihten Schnur; das Band legt sich eng um den Hals, und jene schöne und bezeichnende Linie, von der wir gesprochen haben, bleibt unmarkiert.

Sollen die Perlen in Reihen gehäuft werden, und welche Dame möchte dem entsagen, wenn sie davon eine Menge besitzt, so müssen die Reihen von ungleicher Länge sein, so daß sie, eine immer etwas länger als die andere, bis auf die Brust herabfallen. Sind die Perlen von ungleicher Größe, so müssen die Schnüre oder Reihen auch in dieser Beziehung nach unten hin anwachsen; die Schwere zieht nach unten, das ist Naturgesetz und daher auch ein ästhetisches Gesetz. Auf einer Photographie meiner Porträtsammlung trägt die Königin Margaretha von Italien sieben Reihen, in richtiger Weise geordnet, vom Halse bis tief auf die Brust herabfallend, immer an Länge der Reihe und an Größe der Perlen nach unten wachsend. Die schöne und vielbewunderte Königin scheint, so schließen wir aus ihren Porträts, eine ganz besondere Freundin der Perle zu sein, vielleicht ihrem Namen — Marguerite — zu Gefallen, und diese Vorliebe macht auch ihrem königlichen Geschmack alle Ehre.

Auf einem anderen Porträt, dem Bilde einer vor kurzem noch wegen ihrer Schönheit gefeierten Wiener Dame — auch das Schöne muß vergehen! — ist die Frage nach der Anordnung eines großen Perlenreichtums in anderer Weise gelöst. Den Hals ziert eine einfache Schnur außerordentlich großer und schöner Perlen; von dieser Schnur aber hängen in Zwischenräumen andere Schnüre, ich möchte sagen in Form zusammengebundener Würste, herab. Das ist durchaus ungeschön; die Anordnung ist unnatürlich, sie zeigt wohl den Schatz, aber sie ziert nicht mit demselben.

Als Hals, Nacken und offene Brust, das ist die erste Stelle für den Perlen schmuck. Aber wie Hals und Handgelenk auch sonst in bezug auf Schmuck korrespondieren, — ich erinnere nur an Kragen und Manschetten, — so ist auch für die Hand eine Perlen schnur an Stelle des Armbandes durchaus natürlich. Selbstverständlich nicht auf dem Kleide, auf dem Armel, sondern auf der bloßen Haut. Dies setzt freilich die Mode kurzer Ärmel voraus. Und so finden wir auch, daß zu jenen Zeiten, da die Ärmel nur bis zu den Ellbogen reichten oder offen waren, wie während eines großen Teiles des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, auch Armbänder von Perlschnüren getragen wurden, entsprechend den Perlschnüren um den Hals. Es waren dann gleiche Reihen an einander befestigt, oder eine vielfache Schnur gebildet, welche in mehreren Umschlingungen locker und lose Gelenk und Unterarm umgab. Wer sich in einer Bildergalerie umsieht, wird ohne Mühe zahlreiche Beispiele finden, von der Zeit des Rubens und Van Dyck angefangen.

Der bloßen Haut zunächst kommt als bevorzugte Stelle des Perlen schmuckes das Haar an die Reihe, denn zu allen Zeiten, wo die Perle zum Schmuck diente, haben die Damen es auch geliebt, sie durch die Wellen und Flechten des Haares zu schlingen. Und die Ästhetik hat nichts dagegen einzuwenden. Sie fragt höchstens, ob die Perlen dem lichten oder dem dunklen Haar, dem blonden oder dem schwarzen besser stehen?

Wir haben schon gesagt, in welcher nahen Verwandtschaft die Perle zu dem weißen Teint der weiblichen Haut sich befindet; es ist die Schönheit der Harmonie, welche beide einigt und verschmilzt. So verbindet sich denn auch die Perle als ein höchst reizender und harmonisierender Schmuck vornehmlich mit dem blonden Haar. Sie hebt sich genügend ab und ist doch Eins mit ihm. Die Wirkung der weißen Perle im goldblonden Haar ist immer bewundernswürdig; aber darum ist sie im dunklen, zumal im schwarzen Haare nicht zu verwenden. Neben der Schönheit der Harmonie, der Verschmelzung verwandter Nuancen, giebt es auch eine Schönheit des Kontrastes. Je schwärzer das Haar, um so besser wirkt in ihm die Perlen schnur, nicht in beleidigendem Gegensatz, nicht mit dem glänzenden Gefunkel des Sternes aus der Nacht, eine Wirkung, welche dem Brillanten allein eigen ist, sondern ähnlich dem milden Glanze des Mondes aus dunklem Gewölk. Wie aber die Perle im Haar getragen werden soll, ob diademartig den Aufbau der Coiffure krönend, ob als Schnur schlängelnartig sich durch die Flechten schlingend, ob als Reif in gleicher Linie kränzenartig den Kopf umgebend, das hängt zumeist von der herrschenden Mode der Friuren ab. Eine schlichte, gezeichnete Friur, wie sie etwa in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts Mode war, würde z. B. die letzte Art der Anordnung erfordern, während bei einer griechischen Friur die Schnur mehr senkrecht vom Scheitel zum Nacken zu befestigen wäre.

Kunst und Mode sind aber mit dem Perlen schmuck über die einfache Verwendung, welche wir bisher betrachtet haben, weit hinaus gegangen. Die Mode hat mit Perlen die Kleider besetzt, und die Kunst mit ihnen goldenen Schmuck jeglicher Art verziert. Wenn es auf Kleider gehen ist, so waren die Perlen in der Regel wohl von wenig Wert; mit kostbaren Perlen z. B. ein schwarzjammetnes Halsband zu be-

setzen, das wäre aus ästhetischem Gesichtspunkt zu bedauern, denn die einfache Schnur kleidet ja unendlich viel schöner als das schwarze, den Kopf vom Kumpfe trennende Band. Mit wertlosen Perlen Kleider zu garnieren, Säume oder breite Bordüren dicht wie mit einem Flächen schmuck zu bedecken, ist alte orientalische Sitte. So sind z. B. die sarazenisch-sizilianischen Kaiser gewänder des alten deutschen Reiches noch heute geschmückt. Die Verbindung ist allmählich morsch geworden, und wenn man den Krönungsmantel und die Alba in die Hand nimmt, so regnet es Perlen; kostbar freilich sind sie nicht. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, der Zeit der Königin Elisabeth und des Königs Heinrichs IV. und seiner letzten Vorgänger auf dem französischen Throne aus dem Hause Valois, liebte man es ebenso, die Kleider mit Perlen zu überstreuen wie mit kostbarem Schmuck in Gold und Edelsteinen zu besetzen. Niemals in der Kostümggeschichte, vielleicht die des byzantinischen Kaiserreichs ausgenommen, ist dieser Luxus größer gewesen. Aber man fragte wohl wenig darnach, ob zu dem Perlen schmuck diese oder jene Farbe als Unterlage besonders stimme und harmoniere. Würden wir darnach gefragt werden, so würden wir — gerade im Gegensatz zum Inkarnat — die dunklen Farben, insbesondere schwarzen Sammet vorziehen, denn in diesem Falle handelt es sich um eine stärkere Wirkung, also um die Schönheit des Kontrastes. Die Gegenwart macht augenblicklich für den Kleider schmuck überaus reichen Gebrauch von Schmelzperlen, zumal den schwarzen; wir gehen aber nicht darauf ein, da wir nur von der echten Perle reden wollen.

Die Kunst, wie gesagt, hat sich ebenfalls der edlen Perle bemächtigt, hat sie in Gold gefaßt, als Zierde eines goldenen Schmuckes verwendet, entweder allein oder in Verbindung mit Juwelen. Sie hat auch ihre von der Kugelform oft abweichende, zumal birnförmige Gestalt benutzt. Auf dem reizvollen Besatz- und Behang schmuck der Renaissance figurirt die Perle in ihrer bescheidenen Weise vielfach neben den Edelsteinen, mit besonderer Vorliebe ist sie einem Ketten oder Ringe angehängt, um nach unten den Abschluß zu bilden. Es ist dies ein sehr hübsches Motiv, zumal wenn die Perle birnförmige Gestalt hat. Sie hängt dann wie ein glänzender Tropfen herab. In dieser birnförmigen Gestalt eignet sie sich besonders als freier Schmuck des Ohrgehänges und ist in dieser Weise häufig benutzt worden. Heute aber zieht man es vor, eine Perle in das Ohr einzuschrauben, als ob sie eine Warze oder sonstiger Parasit wäre — eine unbegreiflich häßliche Mode!

Die Natur, mit ihren Gebilden spielend, hat der Perle oft eine bizarr unregelmäßige Form gegeben. Auch dieser Bildungen hat sich in der Epoche des Barockstils die Kunst bemächtigt, freilich nicht zum Frauenschmuck, sondern zu freien Phantasieschöpfungen. Sie hat diese bizarren Gestalten als Kumpf von Menschen und Tieren verwendet, ihnen von emailliertem Golde Arme, Beine und Köpfe angefügt und so aus ihnen allerlei komische Figuren geschaffen, die man wohl in Schatzkammern und Sammlungen aufbewahrt. Es sind Gegenstände der Narität, der zierlichen Arbeit, einer hübschen Laune, aber nicht Gegenstände des Schmuckes.

Dagegen dient auch die seltene schwarze Perle als ein von Juwelieren hochgeschätzter Schmuck. Es ist aber wohl mehr die Seltenheit als die Schönheit, welche ihr Wert verleiht. Die Wirkung ist allzugerings, zumal bei einem einzelnen Exemplar, bei dem man geradezu in Verlegenheit wäre, wie es künstlerisch zu verwenden. Die Ästhetik hält es mit dem Sage: Frauen, Perlen und Diamanten, je weißer, um so schöner.

### Italienische Skizzen.

#### I. Schiffstaufe und Volksfest in Venedig.



31. Juli 1885.

„Überwinder und gebläut“ sagt Goethe. — Wer gestern Nacht um ein Uhr seine Wohnung in der neptunischen Stadt mit heilen Rippen erreichte, der konnte voller Befriedigung Zeus-Wolfgangs Citat auf sich anwenden.

Es war ein harter Tag, den man gemeinschaftlich mit dreißigtausend transpirierenden Menschen begann und mit unzähligen tausenden beschloß.

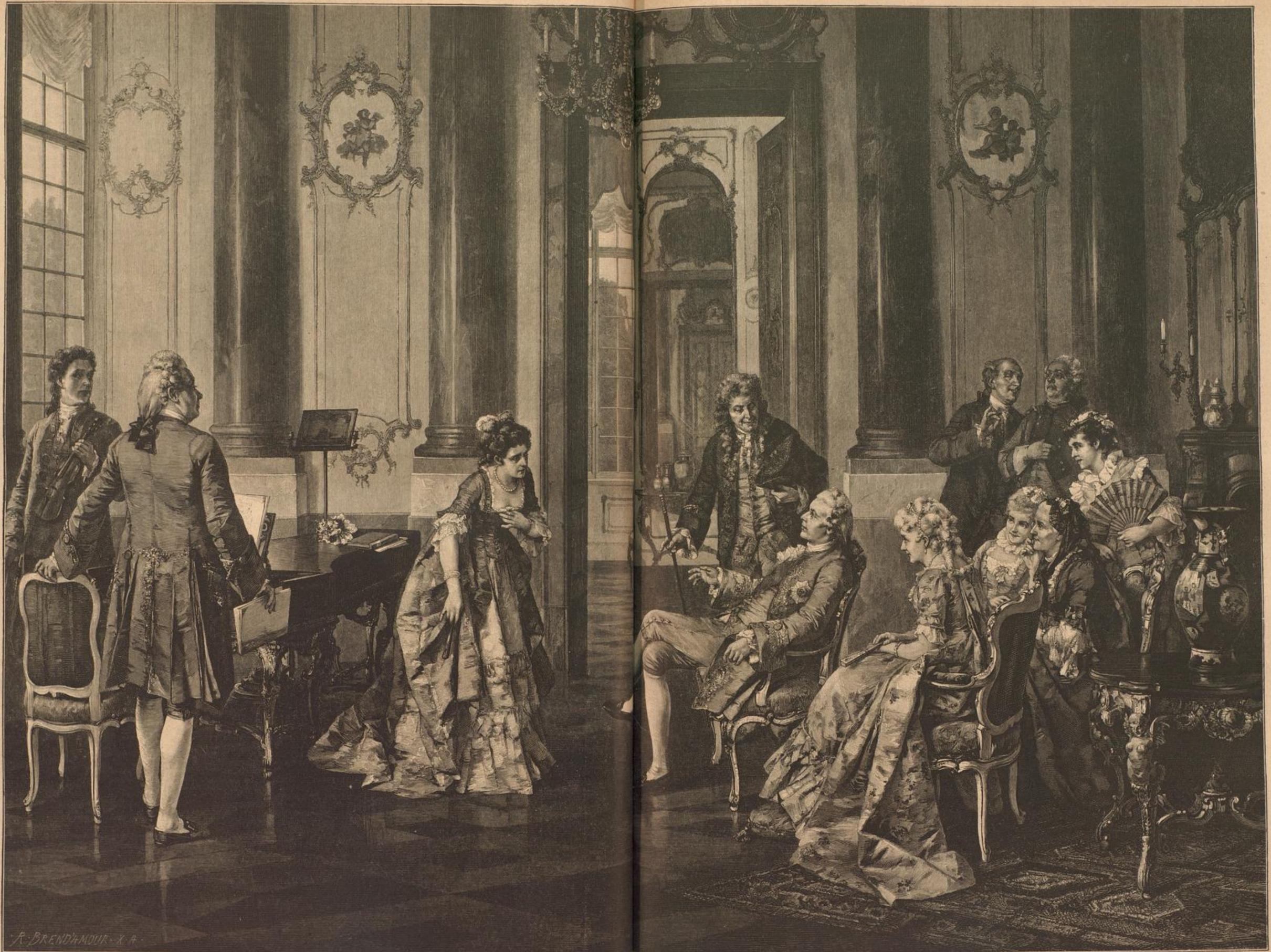
Um halb elf Uhr sollte das vielbesprochene, soeben vollendete Kriegsschiff Francesco Morosini im Arsenal getauft werden und seine erste Wasserprobe bestehen, im Beisein des italienischen Königspaares.

50,000 Eruche um Billets zu den Tribünen waren zurückgewiesen worden. Ich hatte meine Eintrittskarte verschont, aus Großmut oder vielleicht aus Egoismus . . . die Fiße . . . das Gedränge . . . genug, meine angeborene Faulheit trug wie gewöhnlich den Sieg über die Schaulust davon. Wie schön dachte ich's mir, behaglich zu frühstücken, im Schatten zu weilen, während ganz Venedig benumbernd litt!

Da tönte am Morgen des 30. Julius der Ruf: „Ein Billet ist für Sie da, ein grünes!“ gleich der Posanne des jüngsten Gerichts an mein Ohr.

Grüne Billets erhielten nämlich nur die Bevorzugten; Fremde zahlten unter der Hand die höchsten Preise dafür. Ach, nun mußte ich mich in Gala werfen, mußte hinab an den Kanal grande um — zu spät nach dem Arsenal zu kommen.

Höhnisch pfeifend fuhr das Dampfschiff (hier zu Lande) (Fortsetzung auf Seite 402.)



A. BRENDANOUR. 1. A.

Künstler bei Hofe. Nach dem Original von D. Erdmann. Autorisierte Reproduktion.

(Fortsetzung von Seite 399.)

Tramway genannt) mir an der Nase vorbei. Hilfslos stand ich da mit meinen tabellos sitzenden Handschuhen; neben mir standen ebenso hilflos zwei sehr hübsche Mädchen in aufgedonneter Toilette, rosa Billets in Händen. — Nirgend eine Gondel weit und breit!

Gleich den trauernden Juden an den Flüssen Babels waren wir anzuschauen. Plötzlich platzte... sind das nicht Aberschlüge? ja freilich, — ein Barcarole im Nachen winkt uns freundlich zu, nennt einen mäßigen Preis und schwört, uns eilends nach dem Schauplatz der Festlichkeit zu befördern. Ein salto mortale, hopp, hopp, hopp! die hübschen Mädchen und ich sind geborgen. Da strecken von der Riva her zwei Jünglinge mit weißen Billets die Hände aus... „Kommen Sie, kommen Sie,“ rufen die Mädchen den wildfremden Stutzern zu, und hopp, hopp! springen die tosi (Burschen) in unsern Nachen. Mir ging das alte Liedchen aus Treptow durch den Sinn:

Ein Vergnügen reinsten Art  
Ist doch eine Wasserfahrt,  
Wenn man so im Kahne sitzt,  
Und das Wasser um uns spritzt!

Untertwegs aber mußten die jungen Damen noch eine „Emma“ und deren Bruder abholen. Deshalb hielten wir in der Nähe der Dogana vor einem hübschen Palazetto. Der Barkenführer deutete hinüber nach dem königlichen Palaß und den davor befindlichen Gondeln und rief fröhlich: „Umberto, Margherita und il principino (das Prinzchen) haben noch gar nicht daran gedacht, sich aufzumachen.“ — Es war in der That früher als wir geglaubt hatten, dennoch begann ich der zögernden Emma innerlich gefinde zu fluchen. Dumme Verzögerung! — Meine Indolenz war plötzlich in wahnsinnigen Enthusiasmus für die italienische Marine umgeschlagen. Emma, die hohe Unbekannte, hatte endlich die Gnade an einem Fenster zu erscheinen. — eine süperbe Blondine, eine wahre Vanina des Alfred de Musset! — „Gleich, gleich!“ rief sie nervös und weinerlich, „ich suche nur meinen Sonnenschirm, kann ihn nicht finden!“ „Geh in die Hölle mit deinem Schirm!“ gaben die Freundinnen leidenschaftlich zürnend zurück... Im Zimmer des Palazetto schalt eine jugendliche Männerstimme auf Emma. Der Bruder erschien auf der Riva, entschuldigte die Säumende, diese kam endlich angetaucht in einem Kleide aus schwarzer Wollenspitze und einem hohen Federhute à la Albuquerque. Eine gebietende Romanerweisung.

Und weiter ging unsre abenteuerliche Fahrt. Der Zufall hatte uns auf engstem Raume zusammengeführt und schnell, wie es in Italien üblich ist, wurden wir vertraut miteinander, ohne uns gegenseitig nach Namen und Stand zu erkundigen.

Meine exaltierte Teilnahme für das Panzerschiff „Morosini“ war schon wieder im Abnehmen begriffen; die gemüthliche, kleine Gesellschaft, die mich umgab, amüsierte mich! Emma hatte eine ideal gebogene Nase, die Nase aus dem hohen Liede: O Salomo, o Jäger! Eben dachte ich mich in die Nasenelentheorie hinein, da hieß es: „Aussteigen! Signor mit dem grünen Bilet!“

Der Traum war zu Ende. Ich wurde durch den Haupteingang des Arsenal's eingelassen und bestieg zerstreut die große, elegante Tribüne, welche durch einen schmalen Kanal von den übrigen Estraden und dem 100 Meter langen noch ungetauften Schiff getrennt war.

Nichts wissen die Italiener effektvoller in Scene zu sehen, als solch ein grandioses Volksschauspiel im Freien. Dazu gesellt sich der Glanz, die Wärme der Beleuchtung, während unter nordischem Himmel alle Farben gedämpfter, kälter erscheinen.

Zwanzig haushohe Pfähle stützten den „Morosini“, das erste venezianische Kriegsschiff der neuen Ara Italiens. Die Zeichnung dazu hatte 1881 der Ingenieur Micheli entworfen; nach seinem Tode leitete Direktor Capaldo die rüstig fortschreitende Arbeit der Arsenaloten. Der Name des letzten gewaltigen Seehelden der „serenissimen“ Republik prangt als Agide am Bordteil des grandiosen Dampfers. Francesco Morosini, geb. 1618, befehligte mit 27 Jahren eine Galeere, siegte zu wiederholten Malen über die Türken, wurde Gouverneur von Candia und viermal hintereinander zum Generallissimus ernannt. Nie hatte der stolze Senat von Venedig einem Unterthan bei Lebzeiten die Ehre eines Monumentes erwiesen: Morosini's Büste aber, wurde im Dogenpalast aufgestellt mit der Unterschrift: A Francesco Morosini, Peloponnesiaco, lui vivente. Im Jahre 1688 wurde er Doge. Sechsz Jahre später starb er auf einem Feldzug bei Nauplia in Griechenland.

Mir ist das Andenken dieses Heros verdunkelt, seit ich die Akropolis von Athen besuchte: eine venezianische Bombe flog hinauf in die wundervolle Hochburg, fiel in ein dort befindliches Pulvermagazin der Türken und zerstörte den edelsten Bau der Welt. Deshalb gerate ich in schlechte Laune, so oft ich den Namen jenes Dogen vernehme. Gestern aber blieb nicht Zeit, sich den eignen Reflexionen hinzugeben. Freundig überreichte mich auf der Tribüne eine Begegnung: Freund Ernesto Rossi, der weltbekannte, italienische Mime, Hamlet, Lear, Othello in einer Person, stand vor mir. Zuletzt hatten wir uns in Berlin gesehen, wo Rossi auf dem Residenztheater gastierte. Der ewig junge Künstler, einer der feurigsten Patrioten, war aus Steyermark gekommen, um der Schiffstaue an der Adria beizuwohnen. Kein Schauspieler ist populärer in Italien als „Ernesto“, wie er kurzweg genannt wird; man schätzt in ihm nicht nur seinen Genius, sondern seine persönliche, kindliche Lieblichkeit.

Posaunenlänge unterbrachen unsre lebhaft Unterhaltung; sie verkündeten die Ankunft des Patriarchen. Rossi suchte seine Tribüne in der Nähe des Hofes auf. Der Patriarch, gefolgt von Geistlichen in roten und weißen Gewändern, begab sich in die kleine, improvisierte Kapelle unterhalb des Schiffskolosses.

Zweiter Posaunenstoß... Rings umher rief das Publikum: „Die Mohnen, die Mohnen!“ Es war nämlich die zur Feier des Tages geladene marokkanische Gesandtschaft, welche vorüberglitt mit ihren Dolmetschern. Am gegenüberliegenden Ufer nahm der Admiral Drengo und dessen brillante Suite die bronzenen Gäste in Empfang. All die weißen Turbane und Birnneise erhöhnten den malerischen Effekt des mannigfachen Anblicks, der sich unsern Augen darbot.

Schlag halb 11 Uhr applaudierten 60,000 Hände dem König, der Königin und dem Kronprinzen. Italiens Herrscherin, blühend und anmuthvoll, war ganz venezianisch geleidet; statt des Hut's trug sie einen reichen Zandaletto

(Schleier) aus weißen Seidenblonden, ein rosenfarbnes Kleid, satin merveilleux, mit Blondes garniert. Der König führte seine Gemahlin unter den Baldachin eines Kiosk, wo die Arsenalarbeiter der Königin einen Blumenstrauß überreichten. Das „Prinzchen“, in einfacher Soldatenuiform, führte die in Venedig ansässige Herzogin Paul von Medlenburg, geb. Windischgrätz, eine sehr graziose, ansprechende Erscheinung in Weiß.

Nun fand zuerst die Einsegnung des „Morosini“ statt. Der Patriarch erschien jetzt in goldner Mitra, den Krummstab in der Linken, das Kreuz in der Rechten. Nach einigen Gebeten wurde Weihwasser gesprengt. In der Menge keine Spur von Andacht; nicht einmal Geschwäg und Getöse verstummte.

Darauf begaben sich die Majestäten mit ihrem Gefolge, den Marokkanern, den hiesigen Gräfinnen Marcello und Giovanelli u. s. w. auf die Estrade. Vom Verdeck des „Morosini“ wurde die übliche Champagnerflasche herabgelassen; Königin Margherita faßte das Ende des flatternden Bandes, der Stöpel flog in die Höhe, der Schaumwein spritzte lustig umher, und des allgemeinen Jubels war kein Ende. Sehr monoton aber ist bei solchen Gelegenheiten das ewige Wiederholen der italienischen Hymne, welche ins Ohr fällt, dasselbe aber nicht angenehm berührt.

Um 11 Uhr ertönten zum viertenmal Fanfarenlänge. Alle Herzen schlugen höher: der entscheidende Augenblick, der das Schiff der Adria übergab, nahte. Tiefe Stille trat ein. Bläß vor Erwartung war Direktor Capaldo, dem die Verantwortung oblag, blaß und stumm waren die Arsenaloten.

Drei bis vier Hammerschläge — und sanft glitten die zwei ersten Pfähle zu beiden Seiten des „Morosini“ zur Erde. Zwanzig Minuten später waren sämtliche Stützen hinweggeschafft.

Nun lösen sich die Taue... Capaldo schwingt ein Banner: vorwärts! — leicht wie ein spielender Delphin gleitet der „Morosini“ vom Gerüst in die Lagune hinab! Ein wunderschönes Schauspiel! — Hundert Matrosen werfen vom Verdeck bunte, mit Sonnennetten bedruckte Karten hinab. Die Jubelouverture des Orchesters wird überdonnert durch das „bene!“ „evviva!“ aus dreißigtausend Kehlen.

Die Arsenaloten fielen sich freudeweinend gegenseitig um den Hals, feierten sie doch ein Auferstehungsfest nach langer Unthätigkeit. „Venedigs Zukunft ist auf dem Meere“ riefen sie stolz. Der König schüttelte jedem dieser Braven die Hand, wohl wissend, welche achtbare, bevorzugte Stellung diese Körperschaft unter der Republik einnahm.

So trefflich die ganze Feierlichkeit abgelaufen war, so schlimm gestaltete sich das Nachspiel an den schmalen Ausgängen des Arsenal's, wo das Publikum zusammenströmte und ein nicht ungefährliches, nie erlebtes Gedränge begann. Die Polizisten in Italien, höflich und rücksichtsvoll — im vollsten Gegensatz zu ihren nordischen Kollegen — verloren die Macht über die aufgeregte, sonnenverengte, verdurstete Menge... Damen, festgeklammert zwischen Seefadetten und Engländern, begannen zu schreien und zu weinen. Einer puffte den andern, man trat sich gegenseitig auf die Hacken, auf die Zehen. In der Wirris entstanden Gruppen für Hogarth, Goya und Cham. Ein armenischer Priester mit dem Antlitz eines Christus stand platt gepreßt zwischen zwei rosenfarbenen Damen, gleich einem Märtyrer seiner Heimat zwischen zwei Mühlsteinen oder richtiger gesagt: wie der heilige Antonius in der Genalt zweier vollbüiger Teufelinnen. Mutjunge Mädchen umschlangen mit den Armen die netten, stattlichen Karabinier, Schutz und Rettung von ihnen ersiehend. Eheleute zankten sich, Geschwister suchten sich in Todesängsten... endlich hatte niemand mehr Stimme in der allgemeinen Erstickungsnot.

Als Überwinder mit blauen Flecken erreichte ich endlich das Freie und stützte mich keuchend gegen das uralte Löwentier, das vor dem roten Arsenal Wache hält und die Atriden gesehen haben soll, wie die Venezianer stolz behaupten.

Der Gedanke, die schöne Emma mit der gebietenden Nase könne zerquetscht worden sein, fiel mir zentnerschwer aufs Herz, ja, trübte mir sogar den märchenhaften Abend, welcher der Schiffstaue folgte! Um 8 1/2 Uhr begann am Rialto die Serenade, welche erst gegen 1 Uhr nachts mit solemnem Feuerwerk endete. Nur in orientalischen Hyperbeln könnte solch ein Festeszauber auf dem Kanal grande geschildert werden! Lermontoff's „Dämon“ verspricht seiner „Tamara“ Hallen und Paläste aus Umbra und Rubinenschimmer; indische Märchen künden von Pagoden aus Riesperlen und Diamanten; wohlhan, dies alles glitt vorüber an unsern trunkenen Blicken. Drei schwimmende Orchester, von farbigen Lämpchen überwölbt, gleichsam aus Regenbogenstrahlen geformt, verbreiteten fast algenschmerzenden Glanz. Eine verkleinerte Kopie des mittelalterlichen Bucentoro schwamm lustig dazwischen; seine Gondoliere trugen das reiche, kleidsame Kostüm des 17. Jahrhunderts. Durch die weitgeöffneten Balkonthüren der Paläste sah man funkelnde Kristalkronleuchter und kerzentragende Kandelaber aus Marmor oder Bronze, während auf den Stufen vor den maurisch-gothischen Portalen bengalische Flammen ihren phantastischen Schein verbreiteten, den ganzen Kanal bald in Mondschein, in weiches Dämmerblau tauchend, bald mit Sonnenuntergangsgluten tränkend. Das widerspiegelnde Wasser, das uns trug, schien zu brennen wie griechisches Feuer. Leider war die Anzahl der Gondeln eine so große, daß häufig Stockungen in der Zirkulation der Fahrzeuge entstanden. In das bunteste, dichteste Treiben der Serenade hinein begab sich die mit goldner Krone geschmückte Gondel der italienischen Majestäten. Von allen Seiten belaudete man das geliebte Herrscherpaar mit farbigen Fackeln. Die Königin, von Rosenlicht übergossen, schien sich herzlich zu belustigen. Umberto I., den Hut in der Hand, erwiderte jeden Gruß mit der ihm eignen Urbanität und dem tiefen, fragenden Blick, der seinem unregelmäßigen Gesicht fesselnden Reiz verleiht.

Vor dem Hause der Desdemona, an dessen wundervoller, schmaler Fassade Gustav Doré sich mit Recht begeisterte, machte die größere der Gallegianten (schwimmender Musikverein) Halt; eine junge Harfenspielerin ließ sich vernehmen; es sah traumhaft aus, das weißgekleidete Mädchen in der Feuersglorie dieser seltsamen Bühne, die goldenen Saiten rührend... Wahrlich, sagt ich mir, hier blühen duzendweise die Novellenstoffe! Pass, — da stößt eine Barke hart an die meininge: Emma, unverlezt, im Spitzengewande, am Hute den feurfarbenen Federbusch, winkt mir zu. Schau, über dem Palazetto, an dessen Fenster sie mir zuerst erschien, steigen Raketen und Schwärmer empor... es regnet Sterne... hurrah! evviva!

Günther v. Freiberg.

Modebericht aus Paris.



Ende September.

Die Pariser Gesellschaft hat sich nach und nach wieder eingefunden. Trouville und Dieppe haben zurückgegeben, was sie in den Sommermonaten an sich gezogen, in stärkeren Schwingungen beginnt das gesellschaftliche Leben wieder zu pulsieren. Die Boulevards zeigen aufs neue jenes reizvolle Treiben, das sturzwellenartig über sie dahinflutet, Paris fängt an wieder Paris zu sein. Auch auf dem allherrschenden Gebiete der Mode hat damit die Periode der hochsommerlichen Ode ein Ende erreicht. Nach der Zeit des Laisser-aller lenken wir in die Bahnen streng vorgezeichneter Normen zurück und aus dem noch bis vor kurzem verschleierte Bilde beginnen die Konturen der kommenden Mode sich langsam herauszuheben.

Die beliebteste, fast allgemeine Mode dieses Winters werden die fentrecht gestreiften Stoffe sein, welche den kleinen und etwas starken Damen willkommen, den großen und schlanken Figuren indes nicht zu empfehlen sind. Letzteren bleiben jedoch noch viele Mittel, mit der Mode Hand in Hand zu gehen, ohne die von der Natur gegebene Figur zu beeinträchtigen, denn die heutige Mode gefällt sich gleich einem Proteus in immer wechselnder Gestalt. Man kehrt zu einer schon vor Jahren beliebten Zusammenstellung zurück: Rock aus verschiedenfarbig gestreiftem Stoff, Tunika oder Überkleid aus einfarbigem Gewebe in einer der Farben der Streifen. Letztere sind übrigens von ungläublicher Verschiedenheit und begnügen sich nicht nur mit zwei Farben, sondern sind aus drei, vier oder fünf harmonisierenden Farben zusammengestellt.

Die wahre Neuheit der Saison werden diejenigen Gewebe sein, deren Dessin eine Spitze oder eine Art Gazedessin imitiert, welches einem farbigen Untergrund aufliegt; derartige Gewebe sind aus Wolle, Seide, Chenille hergestellt und bringen in allen diesen Kombinationen sehr hübsche Effekte hervor.

Für die Abendtoiletten bevorzugt man Seidenstoffe in matten alten Farben, welche den verblassten Pastellporträts des vorigen Jahrhunderts entlehnt zu sein scheinen. In diesen Stoffen wechseln breite Streifen aus satin und faulle, oder aus velours frisé, dessen Dessin eine Spitze imitiert, mit Streifen aus einfarbigem Atlas ab. Die elegantesten Farbenzusammenstellungen sind Altrosa oder Hellrosa mit mattfarbigem Grün oder Altblau, oder letzteres mit einer sehr schönen warmen Kupferfarbe. Zu erwähnen wäre außerdem die brochierten Seidenstoffe mit hellem frisé-Dessin auf dunklem Fond, Guipüre Henri II. genannt.

Junge Mädchen tragen einfachere Seidenstoffe. Der Rock mit verschiedenfarbigen Rüschen oder Sammetstreifen, die Polonaise — oft nur eine Taille mit zwei langen Patten an den Seiten — aus einfarbigem Gewebe und zwar wird für die Tagestoilette dunkler, für die Abendtoilette heller Stoff verwendet. Unter den Stickereien, welche man für die Gesellschaftstoben vorbereitet, verdient eine besondere Erwähnung. Es sind kleine Blätter aus Plüsch auf einem schwarzen Tüllfond mit braunroten Perlen besetzt, welche man verstreut auf dem Tablier, als Bordüre oder nur an der Seite des unteren Rockes anbringt, über welcher sich der obere Rock öffnet. Alle Arten der Stickerei sind — jedem Genre der Toilette Rechnung tragend — verwendet. Alte durchbrochene, in Seide ausgeführte Stickereien, solche aus Chenille und farbigen Perlen, oder aus grober Wolle mit Holzperlen vermischt. Mit diesen Stickereien wird man den unteren Rand der Röcke oder eine der Seitenbahnen derselben und außerdem Kragen, Armelrevers und Einsätze garnieren. Auf der Taille arrangiert man die Stickerei als Fichu, hinten eine Spitze, vorn zwei Revers bildend, welche den plissierten Vordrill aus weißem Musselin einrahmen, der mit einem weißseidenen Halsband abschließt.

Die eifrigen Versuche, die Damen durch die Bauernröcke und die schlichten Tailen zur Einfachheit zurückzuführen, kam man als gescheitert betrachten und werden jetzt wieder die prächtigeren Kostüme bevorzugt. Die großen Schneider fertigen für den Winter unter anderen historischen Toiletten das Kostüm Henri III. Die mit vielen Fischbeinen versehene Spitze Taille hat einen viereckigen Ausschnitt mit fein gefaltetem Einsatz und einem sehr hohen abstehenden Kragen, der innen durch eine dicke Rüsche vervollständigt wird. Der vorn offene zweite Rock ist mit der Taille verbunden und fällt glatt über den unteren, etwa 10 Cent. längeren Rock. Eine flache, 2 Cent. breite Schnur begrenzt den unteren Rand der Taille und wird vorn ineinander geschlungen.

Die Taille und die Tournure verlängern sich beständig. Die Reifen, unter der hinteren Rockbahn angebracht, breiten sich jetzt über die ganze Länge derselben aus. — Da viele Röcke jetzt nur an einer Seite durch eine Schnur aufgenommen werden, fertigt man die Tailen auch nur an einer Seite mit einem viereckigen Schoß; letzterer ist mit einem Quereinschnitt versehen, durch welchen die Enden eines langen seidenen Gürtels laufen, welcher die eine Seite des Rockes garniert, während an der anderen Seite die durch die Raffung gebildete Draperie die fehlende Hälfte des Schoßes ersetzt.

Die Gürtel sind ebenso verschieden wie die Tailen. Breit, schmal, plissiert, einfarbig oder bunt, d. h. von zwei verschie-

denen Stoffen oder auch aus zwei Farben zusammengestellt. Die einen sind rund, die anderen spitz; alle müssen aber eine Art Leibchen bilden, um die Taille zu verlängern.

Wie man es vorher sah, werden die Mäntel entweder sehr lang — die Robe ganz einhüllend — oder sehr kurz — die Taille markierend, und sehr elegant sein. Häufig werden erstere die letzteren, da die Mode bedingt, daß der große Mantel, welchen man auf der Straße getragen, im Wohnzimmer bleibt, bevor man in den Salon tritt, um einen Besuch zu machen.

Man fertigt auch Mäntel, die hinten kurz und vorn lang sind und garniert sie mit farbigen Perlenborten oder mit großen plaques in Passenterie, welche am Halsauschnitt beginnen und sich bis zum unteren Rande des Mantels fortsetzen.

Zuweilen sind diese plaques am Halsauschnitt am größten, verkleinern sich nach dem Taillenabschluß zu und nehmen nach dem unteren Rande hin wiederum an Größe zu. Eine große, zu den plaques passende Epaulette garniert den oberen Theil des Arms, während eine durchbrochene Bordüre den unteren Rand desselben umgiebt.

Auf dem Rückentheile wird ein größerer, nach unten hin zugespitzter plaque angebracht. Die Vorliebe für die Streifen hat sich sogar bis auf die Mäntel erstreckt und werden wir solche aus schwarzem reps ottoman, der mit velours-frisé-Streifen durchweht ist, hergestellt sehen.

Ein Mantel, ganz aus diesem Stoff angefertigt, dürfte indeß recht unschön sein und wird man daher den gestreiften Stoff stets mit uni-Gewebe zusammen verarbeiten. Was die Hüte anbetrifft, so ist die Unentschiedenheit groß.

Während die vernünftigen Frauen, welche von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht abweichen wollen, auch fernerhin ihre Gunst den kleinen Kapotehüten erhalten, möchten die Neuerer und Verwegeneren Hüte mit breiter, an einer Seite aufgeschlagener Krempe mit Futter von abstechender Farbe, bevorzugen.

Der Kopfteil dieser Hüte ist von mittlerer Höhe, die Krempe hinten reverbantartig umgebogen oder derartig ausgeschlitten, daß daselbst die Haarfrisur sichtbar wird. Dort wird auch die Garnitur, Federn oder Schleifen, doch ein wenig nach der linken Seite neigend, anzubringen sein.

Außerdem sind Hüte aus Filz mit einem seidenen gepelzten oder ungepelzten Netz überdeckt zu nennen. Mädchen von 10—14 Jahren tragen Matrosenhüte von Seidenplüsch oder Männerhüte aus weichem Filz, wenig oder gar nicht garniert; der Kopfteil wird einfach mit einem breiten, an der Seite in einen Knoten geschlungenen Moiréband ausgestattet oder auch wohl mit kleinen Gänsefedern geschmückt.

Diese Hüte sind auch von den jungen Frauen für die Morgenpromenade und die Reisen adoptiert. Die Kapotehüte mit Bindebändern werden kleiner als jemals getragen; die Garnitur derselben bringt man entweder vorn in der Mitte oder an der linken Seite an, ganz nach dem persönlichen Geschmack und der Kleidsamkeit.

Für Konzert oder Theater trägt man sehr helle Hüte und garniert sie mit hochgeäumten Echarpes aus point-d'esprit-Tüll, die an jeder Seite des Hutes angebracht sind und oben in der Mitte eine schmetterlingartige Schleife bilden. Die Form des Hutes verschwindet beinahe gänzlich unter der Garnitur, welche nur von geschickten Händen ausgeführt werden kann, da sie sonst leicht schwerfällig und ungraziös wirkt.

Emmeline Raymond.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes vom 1. Oktober.

Fig. 1. Brauttoilette. Der 225 Cent. weite Rock aus Satin ist mit einem 30 Cent. hohen, in Talfalten geordneten Bolant von Atlas ausgestattet, im übrigen glatt mit gleichem Stoff überdeckt. Ein flach augenährter, sowie ein in der Weise der Abbildung in Falten arrangierter Teil aus Spitzenstoff garnieren den Rock, welcher durch eine lange, aus vier Atlasbahnen hergestellte Schleppe vervollständigt wird.



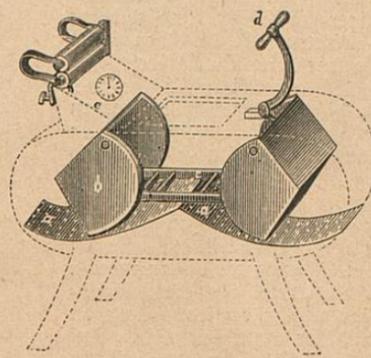
Fig. 2. Kleid aus Sammet und Brokatstoff. Der Rock aus Satin ist an seinem 215 Cent. weiten unteren Rande 15 Cent. breit mit Sammet bekleidet und außerdem mit einem 365 Cent. weiten, in der Weise der Abb. in Falten geordneten zweiten Rock von gleichem Sammet überdeckt; letzterer öffnet sich an der Seite und läßt daselbst einen oben 5, unten 31 Cent. breiten Einjaß von Goldbrokat sichtbar werden.

Die jackenartige Taille von Sammet hat man mit einem Reverskragen von gleichem Stoff und mit einer Weste von Goldbrokat verbunden; zum Schließen dienen Knöpfe und Knopflöcher und eine Metallspange. (Siehe die untenstehende Rückansicht Abb. 2.)

Der aus pfauenblauem Sammet hergestellte Hut ist mit Schlingen von gleichem Stoff und von eremo-farbenem Faillenband, sowie mit zwei Federntuffs garniert.

Wirtschaftsplaudereien.

Seiferts Waschmaschine, in Deutschland patentiert, besitzt anscheinend vor vielen anderen, dem gleichen Zweck dienenden Geräten nicht unwesentliche Vorzüge. Bei bequemer Körperhaltung wird durch Hin- und Herbewegen der Handhabe die in der Maschine befindliche Wäsche durch ein System von Schaufeln gleichmäßig fortbewegt, ohne gezerrt oder sonst beschädigt zu werden.



Die gleichförmige Bewegung, sowie die notwendige Dauer derselben erkennt man aus dem Zifferblatt einer außen an der Maschine angebrachten Kontrolluhr, auf welche die Schaufelbewegungen übertragen werden. Die untere gebuckelte Waschbodenfläche ist von Zinkblech und an den zwei tiefsten Stellen durchlöcher, so daß der Schmutz sich im unteren Behälter sammeln kann.

Die Schaufeln bewegen nur die Wäsche fort, während sie der Lauge Durchfluß gewähren. Alles übrige besagt die der Maschine beigegebene Gebrauchsanweisung. Bezugsquelle: Seiferts Waschmaschine: C. Cohn, Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88. Preis der Maschine ohne Wringmaschine 75 Mark, die Wringmaschine dazu kostet 33 Mark.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 54.

Eine Gesellschaft von 100 Personen wollte in einem Hotel speisen. Der Wirt beabsichtigte die für das Gastmahl bestimmten Flaschen Wein auf einem Tisch in acht Reihen zu ordnen und zwar so, daß in jeder Reihe gleich viel Flaschen ständen; da fehlten aber in drei Reihen eine Flasche. Er versuchte es, sie zu demselben Zweck in neun Reihen zu verteilen; da fehlten aber in acht Reihen eine Flasche. Ein Fremder, der seinem Treiben aufmerksam zugehört hatte, fragte: „Sie bestimmen wohl für jede Person eine Flasche?“ — „D nein! Dann blieben mir hier sehr viele übrig,“ antwortete der Wirt. Der Fremde bemerkte: „So rechnen Sie wohl zwei Flaschen auf jede Person?“ — „Dann würden mir hier noch einige fehlen.“ — „Nun, wieviel Flaschen haben Sie denn überhaupt da aufgestellt?“ — „Sie wissen jetzt schon genug, um die Zahl zu berechnen,“ war das letzte Wort des Gefragten.

Wieviel Flaschen hatte der Wirt auf dem Tische? W. Berkhan.

Auflösung der Unterhaltungsaufgabe Nr. 52 Seite 352.

Antonie hatte ursprünglich 13, Emilie 7, Marie 4 Blumen; also zuerst: 13 7 4 2 14 8 4 4 16 8

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 53 Seite 371.

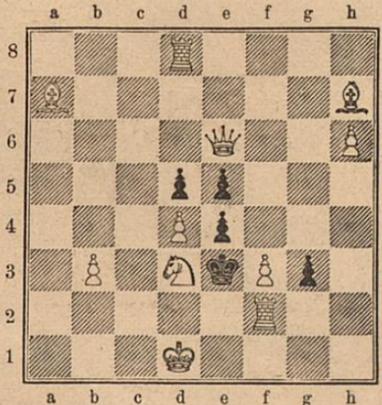
Zwölf Beratungen fanden statt und die neun Muses Euterpe, Erato, Kalliope, Melpomene, Polyhymnia, Terpsichore, Thalia, Urania hielten folgende Kleeblattfragen:

Table with 4 columns and 4 rows of names: P. M. U., P. Ent. Er., P. Kal. Kl., P. Terp. Th., Ent. Kal. Terp., Kal. Th. M., Terp. M. Er., M. Ent. Kl., Er. Kl. Th., Kl. Terp. U., Th. U. Ent., U. Er. Kal.

Schach.

Aufgabe Nr. 162.

Von den Gebrüdern Bettman. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 160 Seite 351.

- 1. Sc4-a5. Schwarz. 1. Lf4-d2(-c1). Weiß. 2. f3-f4 matt. A. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. Sf5-e3. Weiß. 2. Dg2-d2 matt. B. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. c5-c4. Weiß. 2. Tb1-b5 matt. C. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. Beliebiger anders. Weiß. 2. c3-c4 matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 161 Seite 371.

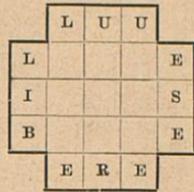
- 1. Dh4-f7. Schwarz. 2. d3-d4 matt. Kd4-e5. A. Beliebiger anders. 2. D. matt.

Auflösung des Füllrätsels Seite 371.

Grid for the word puzzle with letters: D A R W I N, F R I A U L, S I E G E R, B A N N E R, L U Z E R N, E P I R U S

Füllrätsel.

Die neun leeren Felder der Figur sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die drei senkrechten und die drei wagerechten Reihen sechs bekannte Wörter von je fünf Buchstaben ergeben.

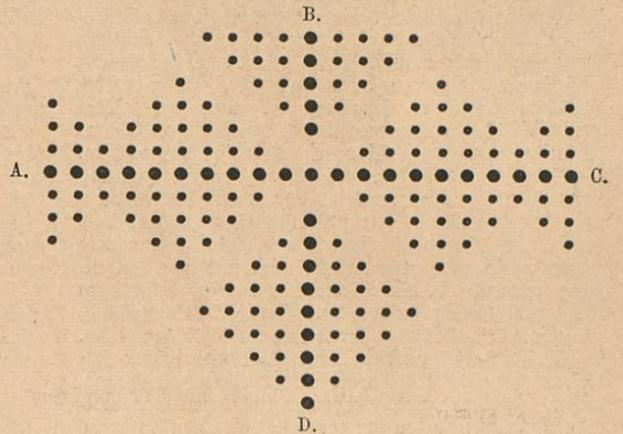


Von diesen Wörtern nennt das eine ein Insekt, ein anderes eine Blume, ein anderes eine deutsche Karte, ein anderes eine Stadt in Italien, ein anderes einen Baum, ein anderes ein Raubtier. — e.

Buchstabier-Aufgabe.

Welchen Sinn ergeben die folgenden Buchstaben richtig, d. h. in besonderer Weise gelesen? Das fiespiehöggelnbstgeleidträghuatsichwieiederneimietrberder opftiesjeschmderez zombhattaueinegenlautthaut.

Diamant-Rätsel.



Nach dem obigen Muster, in welchem jeder Punkt einen Buchstaben bezeichnet, bilde man eine Wortfigur mit Hilfe der folgenden Angaben. Die wagerechte Mittelreihe von links nach rechts und die senkrechte von oben nach unten gelesen, ergeben den Anfang einer Dichtung von Goethe. In A und C sind die einzelnen Wörter von oben nach unten, in B und D von links nach rechts zu lesen. Der gemeinsame Buchstabe in der wagerechten und senkrechten Mittelreihe ist a.

- A. 1. Ein Verkünder der Zukunft. 2. Ein Märtyrer für seinen Kaiser und sein Land. 3. Ein großer Strom. 4. Ein italienischer Dichter. 5. Ein europäisches Königreich. 6. Ein deutscher Dichter des vorigen Jahrhunderts. 7. Eine Schußwaffe. 8. Ein großer Strom. 9. Ein Nebenfluß der Donau. 10. Der einzelne Buchstabe ist d. — C. 1. Der einzelne Buchstabe ist s. 2. Eine Stadt im Königreich Württemberg. 3. Ein hoher Titel. 4. Eine Stadt auf der Insel Sicilien. 5. Eine zum Königreich Italien gehörende Halbinsel. 6. Eine Stadt in Italien. 7. Eine Stadt in der preussischen Rheinprovinz. 8. Ein Gegner Luthers. 9. Einer der kleinen Propheten. 10. Eine der neun Musen. — B. 1. Eine Oper von Richard Wagner. 2. Ein Gebirge im Südwesten von Deutschland. 3. Eine Stadt in der Schweiz. 4. Eine der Frauengestalten des Nibelungenliedes. 5. Der einzelne Buchstabe ist w. — D. 1. Der einzelne Buchstabe ist r. 2. Ein türkischer Titel. 3. Ein Himmelskörper. 4. Ein deutscher Dichter dieses Jahrhunderts. 5. Ein berühmter Historiker. 6. Ein weiblicher Vorname. 7. Ein griechischer Dichter. 8. Ein alttestamentlicher weiblicher Name. 9. Der letzte Buchstabe ist n.

Rebus.



# Kunstgewerbliches



ür die Aesthetiker und die von ihnen beeinflussten Künstler seit der großen Revolution bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus bedeutete das Rokoko den tiefsten Verfall, die Verwilderung aller Kunst und alles reinen Schönheits sinnes. In diesen Anschauungen hat

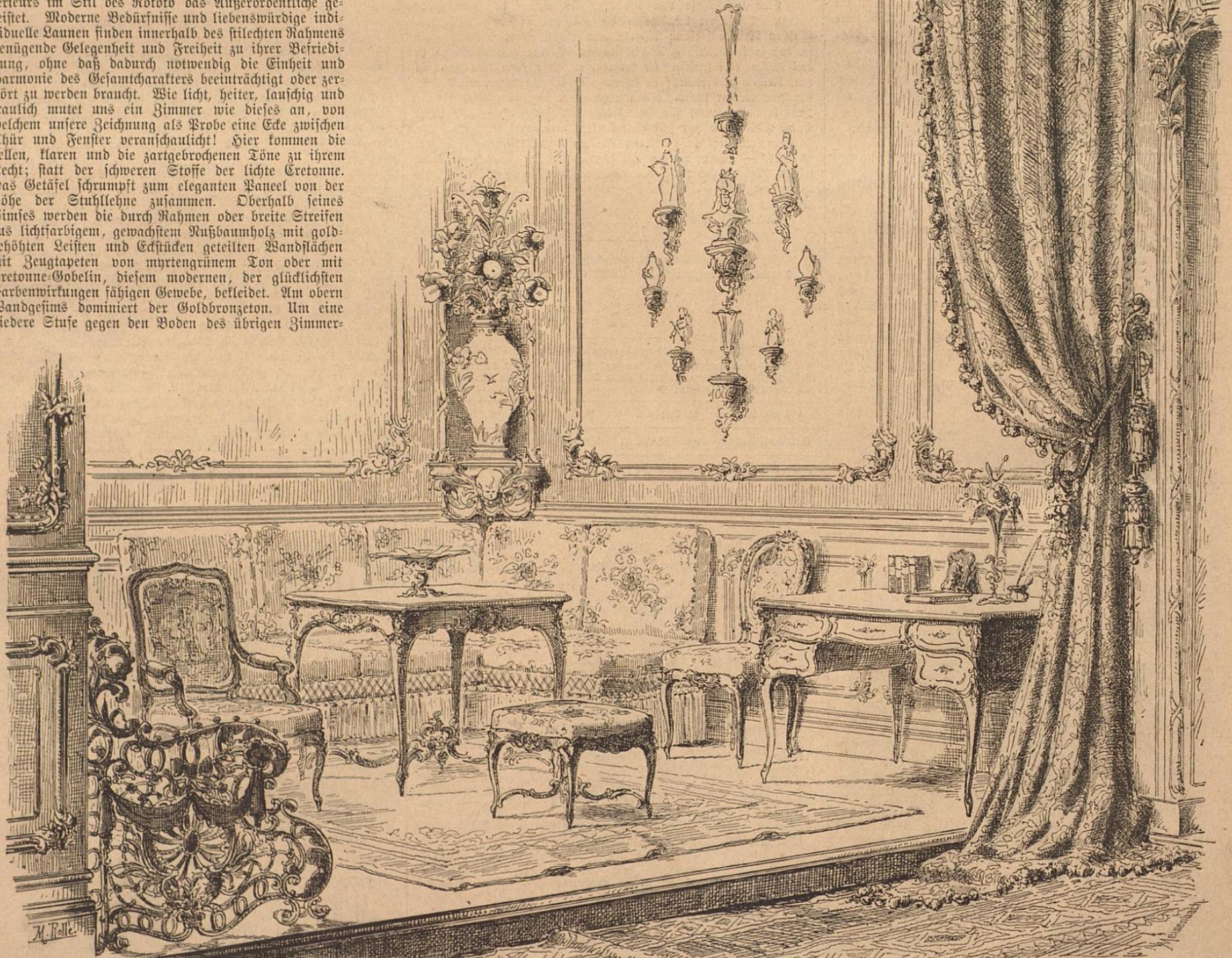
sich neuerdings eine gründliche Wandlung vollzogen. Die jüngere Generation der Theoretiker wie der ausübenden Künstler, die Architekten nicht aus-

geschlossen, hat die thörichte Einseitigkeit erlernt, die sich in solcher Beurteilung einer ganzen Kunstperiode offenbarten, einer Epoche, die an bildnerischer, erfinderischer Kraft keiner andern nachstand und deren Schöpfungen an Reichtum der Phantasie, Anmut und Grazie nie übertroffen worden sind. Besser als die jedes andern Stils schmiegten sich auch die Möbel Louis XV. unsern modernen Bedürfnissen an. Wo es darauf ankommt, den Eindruck des Gefällig-Graziosen, des Leichten und Eleganten in einer Zimmereinrichtung hervorzubringen, kommt keine andere Art der Ausstattung dieser gleich. Sehr natürlich ist es daher, daß, zumal für Damenboudoirs, der Rokoko gegenwärtig immer mehr und mehr beliebt wird und zur Anwendung gelangt. Berliner Decorateurs von feinsinnigem und durchbildetem künstlerischen Geschma und Verständnis wie z. B. die Chefs der Firma Carl Müller & Co. in Berlin haben auch in der Herstellung solcher Interieurs im Stil des Rokoko das Außerordentliche geleistet. Moderne Bedürfnisse und liebenswürdige individuelle Launen finden innerhalb des stilklechten Rahmens genügende Gelegenheit und Freiheit zu ihrer Befriedigung, ohne daß dadurch notwendig die Einheit und Harmonie des Gesamtcharakters beeinträchtigt oder zerstört zu werden braucht. Wie leicht, heiter, lauschig und traulich mutet uns ein Zimmer wie dieses an, von welchem unsere Zeichnung als Probe eine Ecke zwischen Thür und Fenster veranschaulicht! Hier kommen die hellen, klaren und die zartgebrochenen Töne zu ihrem Recht; statt der schweren Stoffe der lichte Cretonne. Das Getäfel schrumpft zum eleganten Paneel von der Höhe der Stuhllehne zusammen. Oberhalb seines Sinnes werden die durch Rahmen oder breite Streifen aus lichtfarbigem, gewachstem Nußbaumholz mit goldgehöhten Leisten und Eckstücken getheilten Wandflächen mit Zeugtapeten von myrtengrünem Ton oder mit Cretonne-Gobelen, diesem modernen, der glücklichsten Farbenwirkungen fähigen Gewebe, bekleidet. Am obren Wandgesims dominiert der Goldbronzeton. Um eine niedere Stufe gegen den Boden des übrigen Zimmer-

raumes erhöht, gegen die Thür hin durch eine von kunstreich geschmiedetem beweglichen Träger herabwallende, farbig gemusterte Portiere geschützt, gegenüber durch eine niedrige, teilweise vergoldete, launisch geschmiedete, eiserne Gitterbrante von 1740 abgegrenzt, bildet dieser von einem Seitenfenster beleuchtete Teil des Zimmers ein in sich abgeschlossenes reizendes Ganzes, welches doch wieder in innigem Zusammenhange mit allen andern Teilen der Einrichtung steht. Ein Eckdivan füllt den Winkel der Wand behaglich aus. Auch für den Polsterbezug seines Sitzes und seiner Rückentissen empfiehlt sich hier als Grundton ein feines Myrtengrün, in dessen Fond als Mittel- und Eckstücke hellfarbige zarte Blumendecors gestickt oder gewirkt sind. Die Passementierarbeit des Besages, von welchem lang und dicht herabwallende Franzen ausgehen, ist im Kupferton gehalten. Sessel mit geschweiften Armlehnen und grazios geschwungenen, schlanken, mit Gold gehöhten Beinen, ein Stuhl gleichen Formcharakters mit runder, holzrahmter Rücklehne, ein lehnenloser Sessel, ein Sopha Tisch, ein Schreibtisch mit je zwei Schiebkästen zu beiden Seiten des nur einen Kasten enthaltenden Mittelteils, sie alle auf Beinen von demselben feinen Schwung der Linien ruhend, ihr lichtgehaltenes Holz durch vergoldetes zierliches Schnitzwerk oder goldbronzene Beschläge gefällig verziert, bilden im übrigen die Möbelausstattung dieser traulichen Ecke. Auf großen und kleinen, aus Holz geschnitzten und vergoldeten Rokotokonsolen an den Wandfeldern und in dem Wandwinkel über dem Sopha finden altmeißener und altberliner Porzellanvasen und Figürchen, zierliche venezianische Gläser und sonstige Klein Kunstwerke, andere auf dem Schreibtisch ihren geeigneten Platz. Vor jener Überladung mit solchen Objekten, zumal ohne strenge Auswahl in bezug auf Farben, Formen und künstlerische Ausführung, ist hier dringend zu warnen.

Der uns zugewiesene Raum erlaubt es uns leider nicht, gleich eingehend die übrigen Teile dieses Rokotoboudoirs und seiner Ausstattung zu schildern, wie wir es durch die Eingangs genannte Firma geschaffen sahen. Aber wie Vollendetes sie auch,

in diesem wie in jedem Stil, ihren Auftraggebern liefern möge, es ist doch immer erst die Herrin und Bewohnerin, welche einem solchen Raume seine rechte Stimmung, seine individuelle Physiognomie verleiht. Ein kaum merkliches Hinzuthun und Hinwegnehmen eines Gegenstandes, einer Farbe durch sie, und das Gemach wird als der Ausdruck ihres eigensten Wesens, ihres Geschmacks und Empfindens und so zum Schauplatz ihres intimen Lebens geweiht erscheinen. Ludwig Pietsch.



Ein Rokoko-Zimmer.